

WOLF LEPENIES

"WÜRDIGUNG"

FESTAKT

ZUR PRÄSENTATION VON BAND II DES DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN
GESCHICHTSBUCHS

BERLIN, DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM

9. APRIL 2008

Wir befinden uns in der rue du Montparnasse in Paris. Es ist das Jahr 1868. Der Literaturkritiker Charles-Augustin Sainte-Beuve arbeitet an seinem Feuilleton. Plötzlich lassen sich aus der Ferne Detonationen und Manöverlärm vernehmen.

"Ich weiß nicht, was man da plant", fragt sich Sainte-Beuve, "anstatt die eine gegen die andere der beiden großen Mächte aufzuhetzen, die sich, wie Frankreich und Preußen, an der Spitze der europäischen Zivilisation befinden, wäre es doch viel besser, sie einander näher zu bringen ... Seiner militärischen Stärke und seines wissenschaftlichen Genies wegen käme für uns, die wir stark und ein Land des Fortschritts sind, eine Allianz mit Preußen am ehesten in Frage ... Es wäre viel besser, statt an einen Zusammenprall der beiden Kolosse zu denken, zwei Schulen zu schaffen, eine in Berlin, die andere in Paris. Ihre Jugend würde zu uns kommen, um sich zu mäßigen und geschmeidiger zu werden: sie würde dabei nichts von ihrer Kraft verlieren und etwas von unserer Zuvorkommenheit des Geistes annehmen; wir dagegen würden die Elite unserer Fakultäten in ihre Labors schicken, die reicher ausgestattet sind als die unsrigen, damit sie sich im Kontakt mit diesem rauen Volk stärkt, das, wenn man so will, so barbarisch ist wie die Mazedonier ... Sie sind die modernen Mazedonier und umso mehr zu fürchten."

Seit langem gibt es die deutsch-französischen "Schulen", von denen Sainte-Beuve träumte. Es gibt sie - ich denke an das Deutsche Historische Institut - in Paris, und es gibt sie – ich denke an das Centre Marc Bloch – in Berlin. Und jetzt liegt bereits der zweite Band eines deutsch-französischen Geschichtsbuches vor, der die Zeit vom Wiener Kongress bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs behandelt. Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was bereits beim Erscheinen des ersten Bandes, der die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Gegenwart behandelt,

erwähnt wurde: den langen Vorlauf zu einem deutsch-französischen Geschichtsbuch, der in den dreißiger Jahren begann und nach dem Zweiten Weltkrieg durch die von Georg Eckert in Braunschweig begründeten deutsch-französischen Schulbuchgespräche entschieden vorangetrieben wurde, die eindrucksvolle Verschmelzung von zwei nationalen Unterrichtsstilen und Didaktiken durch ein engagiertes Autorenteam und die wundersame Überwindung bundesrepublikanisch-föderalen Eigensinns, die dazu führte, dass – nach anfänglichem Widerstand der KMK - dieses Lehrbuch nunmehr in allen Bundesländern im Unterricht zugelassen ist.

Ich bin nicht gebeten worden, diesen zweiten Band zu rezensieren. Meine Aufgabe ist es, das Erscheinen dieses Bandes zu würdigen – mit Blick auf den gegenwärtigen Stand der deutsch-französischen Beziehungen. Zuvor aber noch einmal ein Blick zurück:

Es ist das Jahr 1928. Annette Kolb, *femme de lettres*, Tochter einer französischen Mutter und eines deutschen Vaters, ist auf dem Weg nach Paris. Sie will Aristide Briand besuchen, den französischen Außenminister, dessen bevorzugter Partner sein deutscher Kollege Gustav Stresemann ist. Durch langjährige Entfremdung, davon ist Annette Kolb überzeugt, hat sich zwischen Deutschen und Franzosen ein unparadiesischer Zustand der Unschuld ergeben: Sie sind derart verschieden, dass sie es nicht einmal bemerken. Die Literatin will Politik machen. Und die Politik, so Annette Kolb, "gipfelte für mich in dem einzigen Problem, dass Deutsche und Franzosen sich vereinigen sollten. Um den Roman dieser Promessi Sposi drehte sich unser Planet; es galt sein gutes Ende, nichts anderes war dringlich. Die anderen Länder spielten nur Nebenrollen, England die des Verwandten. Gab es einen Osten? Den Balkan? Das Russische Reich? Die Donaustaaten? Alle nicht

wichtig, sie kamen erst später dran. Erst galt es, das schon einmal unter Karl dem Großen verwirklichte, also verwirklichbare große westliche Reich. Dann war die Welt erlöst."

Aus den "promessi sposi" ist längst ein Paar geworden. Ein Traumpaar? Die Welt ist nicht erlöst, aber das zusammenwachsende Europa hat entscheidend von der Entwicklung profitiert, die das deutsch-französische Verhältnis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs genommen hat. Von der Aussöhnung zur Freundschaft: eine Erfolgsgeschichte. Die Rede vom deutsch-französischen Motor, der Europa vorangebracht habe, benutzt eine passende Metapher.

Dennoch kann kein Zweifel daran bestehen, dass dieser Motor nicht mehr so flüssig läuft wie lange Zeit zuvor. Der Charme des deutsch-französischen Bilateralismus ist im Alltag verblasst. Seine Überinstitutionalisierung hat zu einer Ideenflucht geführt, welche die von Etienne François so genannten *apparatchiks du franco-allemand* nicht wahrnehmen wollen, weil sie damit ihre eigene raison d'être gefährdeten. Die Aussöhnung beider Länder wird von der jüngeren Generation seit langem als selbstverständlich angesehen und entfaltet aus sich heraus fast keine motivierende Kraft mehr. Das ist nicht überraschend. Ebenso wie, nach einem Wort Max Webers, das Charisma sich unaufhaltsam veralltäglicht, wird im Laufe der Zeit auch aus Freundschaft Routine. Daran ist nichts Schlechtes: das Richtige mit Routine zu tun, ist allemal besser, als falsch zu handeln, weil man unbedingt originell sein will. Lässt sich die Routine der deutsch-französischen Beziehungen durch mehr Elan wieder zur Begeisterung korrigieren?

Ein Problem unserer wechselseitigen Beziehungen – auch dies ist nichts Außergewöhnliches, es gilt für alle Zweierbeziehungen, die deutsch-amerikanischen Beziehungen beispielsweise bilden davon keine

Ausnahme – liegt in ihrer Selbstbezüglichkeit. Jacques Delors hat vom *repli sur soi* gesprochen, der für ihn das wichtigste Hindernis auf dem Weg zu einem wirklich vereinten Europa darstellte. Der bevorzugte Gegenstand der deutsch-französischen Beziehungen aber dürfen nicht die deutsch-französischen Beziehungen sein. Stets gilt es Zweierbeziehungen von Fall zu Fall mit Blick auf Dritte zu erweitern und in der Verbindung zu anderen Partnern flexibel zu halten. Das europäische Land, an das Deutschland wie Frankreich in diesem Zusammenhang in erster Linie denken müssen, ist Polen. Die deutsche und die französische Außenpolitik haben gemeinsam das vielversprechende Bild vom "Weimarer Dreieck" erfunden – mit wirklichem Leben erfüllt haben sie es nicht, sondern sich gemeinsam in Nonchalance geübt. Hier ist vieles versäumt worden, aber nichts ist zu spät, alles lässt sich nachholen. Deutschland und Frankreich sollten sich dazu entschließen, die Kooperation mit Polen endlich mit Leben zu erfüllen. Es könnte, es müsste dies ein wichtiger Schritt zur Erreichung eines immer noch utopisch anmutenden Ziels sein: der Entwicklung einer gemeinsamen europäischen Außenpolitik. Wir können darauf nicht verzichten.

Es ist nicht das geringste Verdienst des deutsch-französischen Geschichtsbuchs, das es den *repli sur soi* vermeidet, in dem Jacques Delors ein entscheidendes Hemmnis auf dem Weg zu einem nicht nur innerkontinental vereinten, sondern auch nach außen handlungsfähigen Europa sah. Hier ist, wie die Projektgruppe es formuliert, in der Tat kein Buch über deutsch-französische Geschichte entstanden, sondern ein deutsch-französisches Buch zur Geschichte. Vor dem Hintergrund der zur Routine gewordenen deutsch-französischen Beziehungen mag dies nicht sensationell anmuten. Sensationell wäre heute ein deutsch-polnisches oder ein deutsch-russisches, sensationell wäre morgen – um die

Perspektiven ins Utopische zu weiten – ein europäisch-asiatisches oder ein europäisch-afrikanisches Geschichtsbuch.

Keine Sensation ist dieses Buch – aber auch kein Produkt der Routine. Hier weitet sich der deutsch-französische Blick auf die Nachbarn – Polen steht dabei zu Recht mit an vorderster Stelle -, und darüber hinaus in die Welt, nach Amerika und Asien. Es ist, man spürt es, ein Buch, das von seinen deutschen und französischen Verfassern mit Enthusiasmus geschrieben wurde – und auf der Ebene der Darstellung aus Enthusiasmus wohltuende Nüchternheit macht. Im deutsch-französischen Binnenverhältnis vermeidet dieses Schulbuch ebenso die von Hugo Preuß einmal spöttisch so genannten "Wahlverwandtschaftszärtlichkeiten mit Austauschprofessuren" wie, in der Sicht nach außen, einen "weltgerechten Europäismus" (Thomas Mann). Hier wird nicht, wie es noch oft genug geschieht, die selbstkritische Distanz gegenüber der nationalstaatlichen Perspektive unbewusst durch eine selbstzufriedene Sichtweise kompensiert, die in den Umkreis des Euro-Nationalismus gehört.

"Perspektivenwechsel" heißt das entscheidende Stichwort, der Versuch – ich zitiere aus dem Vorwort der Projektgruppe -, "das Ineinandergreifen der historischen Entwicklungsstränge, die gemeinsame ebenso wie die umstrittene Erinnerung und die vielfältigen und unterschiedlichen Zugriffe auf ein und dieselbe Wirklichkeit" zu betonen. Der Perspektivenwechsel, die systematische Variation der Sichtweise, ist das durchgehende Organisationsprinzip des Bandes, das in unterschiedlichen Textsorten und Quellengattungen zum Ausdruck kommt. Daneben gibt es, Marksteinen ähnlich, Textpassagen, die explizit "Deutsch-Französischer Perspektivenwechsel" überschrieben sind.

Der Perspektivenwechsel gelingt. Nur über Schwerpunktsetzungen ließe sich streiten. "Die 'Erbfeindschaft' – ein politisch-historiographisches Konstrukt" steht an erster, exemplarischer Stelle. Ganz abgesehen davon, dass viele Franzosen – der Besuch des Ehepaares Sarkozy in Windsor und London hat daran nichts geändert – auf die Frage nach dem Erbfeind ihres Landes natürlich ... "England" antworten würden: Revolutionsneid und Revolutionskonkurrenz wäre ein anderes, mögliches Leitmotiv der deutsch-französischen Beziehungen gewesen, ein roter Faden, der schnell zum roten Tuch wurde. Es beginnt mit Friedrich Schlegels frecher Bemerkung, das Beste, was die Franzosen in ihrer Revolution gewonnen hätten, sei eine Portion Deutschheit; es setzt sich fort mit Heinrich Heines in Paris formulierter Prophezeiung, die kommende deutsche Revolution werde alle Schrecken der Französischen Revolution in den Schatten stellen; es begleitet den Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit der Konfrontation der "Ideen von 1789" mit den "Ideen von 1914", bestimmt den Jubel der Nazipropaganda, erst mit dem siegreichen Frankreichfeldzug sei die Französische Revolution beendet worden und endet – vorläufig? - mit der Selbstgratulation der Gesamtdeutschen, zum zweihundertjährigen Jubiläum der Französischen Revolution hätten die Deutschen ihren Nachbarn links des Rheins endlich gezeigt, wie eine Revolution ohne Blutvergießen und *terreur* möglich sei.

Instrumente und Methoden des Perspektivenwechsels liefert nicht zuletzt die Geschichtswissenschaft. Auch wenn den Schülern dies an Beispielen verdeutlicht wird, geschieht es eher beiläufig. Der Historiographie hätte man in diesem Lehrbuch der Geschichte einen noch größeren Platz gewünscht. Die Wahrnehmung der eigenen wie der Nachbargeschichte ist in Deutschland wie in Frankreich von Traditionen der Geschichtsschreibung geprägt worden, die vom jeweils anderen Land

ebenso sehr lernten wie sie sich von ihm distanzierten. Wenn Deutsche und Franzosen einen unterschiedlichen Blick auf ihre Geschichten werfen, ist dafür auch die Geschichtswissenschaft verantwortlich. Wären Schüler mit dieser Einsicht überfordert? Ich glaube nicht. Mit Blick auf historische Entwicklungen einen kontinuierlichen Perspektivenwechsel zu vollziehen, stellt hohe Anforderungen. Sie lassen sich eher leichter erfüllen, wenn man vermittelt, wie sehr stets die Geschichtswissenschaft den jeweiligen Blick auf die Geschichte prägte. Die preußische Königin Sophie Charlotte brachte Leibniz zur Verzweiflung: "Majestät wollen auch noch das Warum vom Warum wissen." Abiturienten sollten, gerade in einem deutsch-französischen Geschichtsbuch, auch das Warum vom Warum wissen wollen.

Zu den blickprägenden französischen Historikern gehörte der von den Deutschen ermordete Marc Bloch. Als er sich 1934 für das Collège de France bewarb, schlug er vor, dort einen Lehrstuhl für vergleichende Geschichte der europäischen Gesellschaften einzurichten. Bloch warnte vor dem Missverständnis, die vergleichende Methode sei nichts anderes als die Jagd nach Ähnlichkeiten. Richtig aufgefasst, zeige sie vielmehr "ein besonders lebhaftes Interesse für die Wahrnehmung von Unterschieden" und lege die Originalität der verschiedenen Gesellschaften frei. In seinem zweiten Band zeigt dieses Geschichtsbuch überzeugend, wie sehr die vergleichende deutsch-französische Perspektive dazu beiträgt, neben den wechselseitigen Beziehungen beider Länder sowohl die deutsche als auch die französische Geschichte besser zu verstehen.

Gelegentlich werden dabei – im Bemühen, deutsch-französische Sichtweisen einander gegenüberzustellen – Binnenkontroversen der nationalen Geschichtsschreibungen zu sehr eingeebnet. Am Beispiel des

Ersten Weltkriegs zeigt sich dies besonders deutlich. Auf deutscher Seite hätte man der sogenannten "Fischer-Kontroverse" mehr Platz einräumen können, der Debatte über die Kriegsschuldfrage, die nach 1945 eine Zeitlang fast vergessen schien und dann mit der Publikation von Fritz Fischers Buch *Der Griff nach der Weltmacht* im Jahre 1961 die deutsche Historikerzunft so entzweite wie danach nur noch der durch die Thesen Ernst Noltes ausgelöste "Historikerstreit". Auf französischer Seite entzweit ein ähnlich heftiger "Grabenstreit der Historiker" die Zunft, die in eine Erinnerungsschlacht um den Ersten Weltkrieg, die "Grande Guerre" eingetreten ist. Am "Historial de la Grande Guerre" in Peronne arbeiten Forscher, die von einer "Kultur des Krieges" sprechen, in der Patriotismus, Hass auf den Feind und eine Kreuzzugsmentalität die überwältigende Mehrzahl der Soldaten zu Anhängern der offiziellen Kriegspropaganda machten. Das sogenannte "Collectif de recherche international et de débat sur la guerre 14-18" (CRID 14-18) dagegen behauptet, die meisten französischen Soldaten hätten im Ersten Weltkrieg eher widerwillig gekämpft, ihr Mut sei erzwungen worden, die Poilus hätten die "bonne blessure", die willkommene Verwundung, herbeigesehnt, die sie auf immer von der Front entfernen konnte. Auch die Kontroversen um die Herrschaftsstruktur des Nationalsozialismus und – in Frankreich – der Streit über Kollaboration und Résistance werden in diesem Band nicht ausgespart, aber ein wenig zu sanft dargestellt.

Wenn dies auch weniger entschieden geschieht, als möglich und wünschenswert gewesen wäre: Das deutsch-französische Geschichtsbuch lenkt die Aufmerksamkeit der Schüler durchaus auf nationale Binnenkontroversen der Geschichtswahrnehmung. Von Bedeutung ist dies nicht zuletzt, weil sich dadurch nationale Vorurteilsnahmen entscheidend abschwächen lassen. Man muss eben beides lernen: dass es,

beispielsweise, deutsche und französische Sichtweisen des Ersten Weltkrieges gibt, aber keineswegs *die* einheitliche deutsche oder *die* einheitliche französische Sicht. Die Kunst besteht darin, nationale Perspektiven miteinander zu vergleichen, die in sich wiederum hoch differenziert sind. Man muss lernen, nicht Schwarz und Weiß, sondern unterschiedliche Graumischungen miteinander zu vergleichen. Dazu gibt dieses Geschichtsbuch eine hervorragende Anleitung.

Beeindruckend ist der schwierige Versuch, Politische Geschichte, Sozial- und Mentalitätengeschichte sowie die Kulturgeschichte miteinander zu verzahnen. Er kann nicht immer gelingen. Zu Recht wird daraufhingewiesen, dass der Erste Weltkrieg von beiden Seiten auch als Kulturkrieg geführt wurde; der Aufruf der 93 deutschen Wissenschaftler, Künstler und Intellektuellen "An die Kulturwelt" vom Oktober 1914 wird in Auszügen abgedruckt. Die "guerre des cultures" beginnt aber nicht im Herbst 1914. Schon in den Befreiungskriegen gegen das Frankreich Napoleons genügt es auf einmal nicht mehr, militärische und politische Gründe anzuführen, um einen militärischen Konflikt zu rechtfertigen. Die militanten deutschen Romantiker – sie kämpfen gegen Frankreich im Namen der Kultur. Besiegt von Napoleon, ruft der preußische König aus, sein Land müsse nun zunächst einmal auf dem Felde des Geistes wettmachen, was es auf dem Schlachtfeld verloren habe. Dies ist eine Aufforderung zur geistigen Revanche, die der militärischen Vergeltung vorausgehen soll. Ihr erster Schritt besteht in der Gründung der Berliner Universität, die der deutschen Wissenschaft ihren entscheidenden Modernisierungsschub verleiht. Die politischen und militärischen *querelles franco-allemandes* werden von da an auf beiden Seiten stets von Kulturkriegen begleitet. Als Frankreich 1870-71 besiegt wird, sieht es im preußischen Schulmeister den wahren Sieger von Sedan und schickt

als Konsequenz seine besten jungen *agrégés* nach Leipzig und nach Berlin, damit sie vom Feind lernen und auf dem Felde des Geistes die militärische Revanche vorbereiten.

Mit Blick auf Probleme der Gegenwart hätte man sich eine stärkere Berücksichtigung zweier Problemkomplexe gewünscht. Dazu gehört eine vergleichende Geschichte des deutschen bzw. französischen Antiamerikanismus, die sich in ihren Modernisierungsängsten und in ihrer Demokratieskepsis zum Teil wechselseitig verstärkten. Dazu gehört der Hinweis auf eine Demographiepolitik, die über Jahrzehnte von der Furcht vor dem Bevölkerungszuwachs des Nachbarn bestimmt wird und im Dezember 2000, als es beim Europäischen Rat in Nizza um die Gewichtsbestimmung der einzelnen EU-Länder geht, auf einmal wieder zum Vorschein kommt.

Der deutsche Widerstand wird in seinen vielfachen Facetten angemessen gewürdigt. Als Kontrast hätte sich eine stärkere Berücksichtigung der bewundernswerten *Résistance de l'esprit* angeboten, die eine spezifische Form des französischen Widerstands darstellt und viele Wissenschaftlergruppen umfasste. Eindrucksvoll war daran der Zusammenhang von wissenschaftlicher Grundüberzeugung, persönlichem Mut und politischem Engagement. Weil der Nationalsozialismus, der auf einer Rassenideologie beruhte, ein Feind des Universalismus war, war er für die wissenschaftliche Vernunft inakzeptabel, und weil er wissenschaftlich inakzeptabel war, wurde der politisch-militärische Widerstand gegen ihn unvermeidlich. Französische Wissenschaftler engagierten sich nicht nur aus einer moralischen Verpflichtung heraus, sondern auch aus intellektueller Notwendigkeit, meist ohne politischen Ehrgeiz – aber stets mit politischem Bewusstsein. Die Aktionen dieser Intellektuellen hatten nichts Träumerisches oder Utopisches an sich. Es

handelte sich bei ihnen, mit einem Ausdruck von Pierre Bourdieu, um "militants de l'universel". Es wäre wichtig, insbesondere deutschen Schülern ein intellektuelles Milieu unserer französischen Nachbarn nahe zu bringen, in dem zwischen ethischem und politischem Rationalismus kein Widerspruch bestand.

Dies sind Hinweise auf Lücken und mögliche oder wünschenswerte Ergänzungen, die den Wert des zweiten Bandes des deutsch-französischen Geschichtsbuchs nicht schmälern. Er stellt eine beeindruckende wissenschaftliche und wissenschaftsdidaktische Leistung dar. Der größte Wert des Projekts liegt vielleicht darin, dass es ansteckend gewirkt hat: eine Reihe anderer, bi-nationaler Schulbuchprojekte sind in Vorbereitung. Der Projektgruppe, den Verfassern, den Verlagen Nathan und Klett – ihnen allen ist zu gratulieren.

*

Ich habe zu Anfang meiner Würdigung von der Routine gesprochen, in der die deutsch-französischen Beziehungen sich zu trivialisieren drohen. Nicht-trivial bleibt die Wirkung, welche die deutsch-französische Allianz immer noch ausüben vermag. Im jüngsten Streit um die Osterweiterung der NATO zeigte sich diese Wirkung. Auf der einen Seite wurde von skeptischen Beobachtern, die eine Überforderung und Überschätzung der NATO befürchteten, mit Befriedigung und leiser Schadenfreude zur Kenntnis genommen, dass die deutsch-französische Koalition fähig war, die Wünsche des amerikanischen Präsidenten nach einer sofortigen Aufnahme der Ukraine und Georgiens in das Bündnis zu blockieren. Auf der anderen Seite appellierten Bernard-Henri Lévy und André Glucksmann in einem gemeinsamen Aufruf in *Le Monde* an die deutsche Bundeskanzlerin und den französischen Präsidenten, den sogenannten

"neuen Demokratien" im früheren Herrschaftsbereich der UdSSR, den Zutritt zur NATO nicht zu verweigern. Deutschland und Frankreich sind gemeinsam immer noch eine nicht zu unterschätzende politische Macht.

Konflikte und Irritationen zwischen beiden Ländern bleiben. Und manches Mal tauchen auch ganz alte Stereotypen wieder auf: Die Franzosen sehen dann, wie Jules Romains schrieb, im Deutschen den romantischen Tagträumer, den Deutschen kommt der Franzose wie ein Notar vor, der auch in intimen Beziehungen vor allem auf deren Rechtmäßigkeit achtet. Folgenreicher ist es, dass innerhalb des vereinten aber noch längst nicht einigen Europa der Himmelsrichtungsstreit noch längst nicht beigelegt ist, der die Fortschritte der Europäischen Union bis heute hemmt. Deren Erweiterung nach Osten wurde nach 1989 von den Südstaaten mit Misstrauen betrachtet - umso mehr, als es für eine Erweiterung nach Süden, jedenfalls innerhalb der Grenzen Europas, keine Spielräume mehr gab. Die von Frankreich vorgeschlagene Mittelmeerunion ist eine späte Reaktion darauf. Auf die französische Initiative hat wiederum Deutschland mit offenem Misstrauen reagiert. Man erinnert sich auf einmal, dass der französische Historiker Fernand Braudel sein großes Mittelmeerbuch in deutscher Gefangenschaft konzipierte ...

Auf paradoxe Weise lassen sich die engen deutsch-französischen Bindungen nutzen, um neue Freunde zu gewinnen oder frühere Allianzen zu festigen. Dies war der Fall, als Nicolas Sarkozy in seiner Rede in Westminster am 26. März davon sprach, Großbritannien sei für Frankreich in mancher Hinsicht ein Modell geworden und dies mit der Bemerkung untermauerte: "Aujourd'hui, le moteur franco-allemand reste indispensable mais il n'est plus suffisant." Die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Frankreich und Großbritannien – vor allem im

Blick auf ihre gemeinsame Atomenergiepolitik - nicht nur als "entente cordiale", oder, weitergehend, als "entente amicale" zu beschreiben, sondern von einer "nouvelle fraternité franco-britannique pour le XXIe siècle" zu sprechen, heißt, den Geltungsbereich von Vokabeln, die bis jetzt für das deutsch-französische Verhältnis reserviert waren, über den Kanal auszudehnen.

Dennoch: Angehörige meiner Generation, die das Ende des Zweiten Weltkriegs gerade noch als Kinder miterlebt haben, müssen alle Skepsis beiseite lassen und dürfen immer noch pathetisch werden, wenn sie sich daran erinnern, dass die deutsch-französische Freundschaft bereits unseren Eltern wie ein Wunder vorkam - und dass sie noch unseren Großeltern als ganz unmöglich und auch nicht als übermäßig erstrebenswert erschien. In dieser Hinsicht stammt das größte Kompliment, das sich für das deutsch-französische Geschichtsbuch denken lässt, von einem Professor der Universität von Paris, der das Geschichtsbuch pries, dabei feststellte, dass es für die heutige Jugend in seinem Land selbstverständlich sei, aus einem deutsch-französischen Lehrbuch zu lernen und dann mit dem Satz schloss: "Meine Oma ist entsetzt."